

Campus München

Fledermaus als Vorbild

Wie erkennt die Fledermaus komplexe Umgebungen wie Baumkronen? Dieser Frage ist ein Team von Neurobiologen um Lutz Wiegand an der Universität München (LMU) nachgegangen. Die Wissenschaftler fanden heraus, dass Fledermäuse, die ihre Umgebung bekanntlich per Echo mit Hilfe von Ultraschall-Lauten dreidimensional erfassen, auch chaotische Echos von tausenden Ästen und Blättern sich bewegender Bäume sinnvoll verarbeiten können. Dabei helfen ihnen nicht wie gewöhnlich Zeit- und Frequenzmuster der Einzelechos, sondern statistische Parameter, in denen die Gesamtheit chaotischer Echo-Antworten klassifiziert wird – nach „Rauigkeit“. Nadeln eines Nadelbaums ergeben als dicht gepackte Reflektoren ein Echo aus so vielen Schall-Reflexionen, dass sich der Nadelbaum „glatt“ anhört. Größere, vereinzeltere Reflektoren wie Blätter ergeben eine „raue“ Antwort. Die LMU-Biologen hatten Tiere der Art *Phyllostomus discolor* mit computergenerierten „Phantom-echo“ konfrontiert. Die Versuche könnten helfen, Pflanzen als Landmarken in Echo-Ortungssystemen zu nutzen. *phw*

Großhadern als Vorreiter

Für Patienten mit fortgeschrittenem Leberkrebs gibt es einen neuen Hoffnungsschimmer. SIRT, Selective Internal Radiation Therapy, heißt ein Verfahren aus Australien, das die Radiologen am Uniklinikum Großhadern anbieten – als erstes Institut in Europa, wie es dort heißt. Bei der Methode spritzen die Ärzte eine verkapselte radioaktive Substanz über einen Katheter direkt in die Leberschlagader. So werden die Tumore einer hohen, lokalen Strahlendosis ausgesetzt und Tumorgefäße verschlossen. Das Verfahren eignet sich den Medizinern zufolge für Patienten, deren Erkrankung weder chirurgisch noch chemotherapeutisch erfolgreich behandelt werden kann. Bei mehreren hundert Kranken weltweit hätte es bisher gute Ergebnisse gezeigt. In Großhadern wird SIRT in Kooperation mit den Krebsspezialisten und den Nuklearmedizinern seit einigen Monaten angewandt. „Unsere ersten Erfahrungen sind dabei gerade unter Erhalt der Lebensqualität der behandelten Patienten sehr positiv“, erklärt Professor Maximilian Reiser, der Direktor des Instituts für Klinische Radiologie. *sis*

Asta mobilisiert gegen Hellinger

Zu Beginn des vergangenen Wintersemesters hatten Studentenvertreter der Universität München (LMU) eine Reihe von Wissenschaftlern auf dem Podium versammelt, um über die umstrittenen Methoden des prominenten Familientherapeuten Bert Hellinger zu informieren. Jetzt hat der Asta der LMU die wissenschaftlichen Beiträge dokumentiert und als Buch herausgegeben: „Niemand kann seinem Schicksal entgehen“ heißt das beim Aschaffener Alibri Verlag erschienene Buch, das sich mit Hellinger und seiner Methode der so genannten Familienaufstellung befasst. *phw*

„Herbstlaube“ bewährt sich in neuen Händen

Was dem großen städtischen Heimträger Münchenstift nicht gelungen ist, schafft ein kleiner Träger: Vor einem Jahr hat die „Altentagespflege Aubing“ den Fortbestand der „Herbstlaube“ in neuen Räumen gesichert. Wegen eines hohen Defizits hat damals die städtische Gesellschaft ihre bewährte und sehr gefragte Tagespfleheinrichtung im Alfons-Hoffmann-Heim geschlossen. Nach einem SZ-Bericht über den Hilferuf verzweifelter Angehöriger verwirrt alter Menschen schaltete sich Bürgermeisterin Gertraud Burkert ein und sicherte dem neuen Träger Räume im städtischen Gebäude Burgkmaierstraße 9 (Laim). Dort konnte die Sozialpädagogin Anne Matz, die in Aubing eine Tagespflege betreibt, die Herbstlaube wieder eröffnen. „Für viele Familien ist die Tagespflege eine gute Alternative zum Heim, da die Kosten auch von der Pflegekasse übernommen werden“, erklärt Anne Matz. „Die Angehörigen haben so die Möglichkeit tagsüber ihren Verpflichtungen nachzugehen und abends ihre Lieben selbst zu versorgen.“ Die Besucher, um die sich ausgebildetes Personal kümmert, werden morgens gebracht oder abgeholt. Sie erhalten Frühstück, Mittagessen, Kaffee und Kuchen. „Sitzanzug, Gymnastik, Spiele, Basteln, Singen, Gedächtnistraining, aber auch Ausflüge und Spaziergänge sorgen für eine ausgelassene Stimmung und regen dabei zugleich Körper und Geist der Patienten an“, sagt die Sozialpädagogin.

Anne Matz macht kein Hehl daraus, dass wegen hoher Personal- und Fahrtkosten bei knappen Leistungen der Pflegekassen eine kostendeckende Finanzierung schwierig ist. Wichtig sind deshalb Spenden. So hat die Ladislaus-Roth-Stiftung der Herbstlaube den Kauf eines neuen Kleinbusses ermöglicht, mit dem die Tagesgäste abgeholt werden. „Aus eigener Kraft hätten wir diese dringende Anschaffung niemals bezahlen können“, sagt Anne Matz. (Informationen unter Telefon 57 93 85 85) *loe*

Der Missionar

Astronaut und TU-Professor Ulrich Walter baut einen Satelliten, der das Weltall demokratisieren soll

Von Philip Wolff

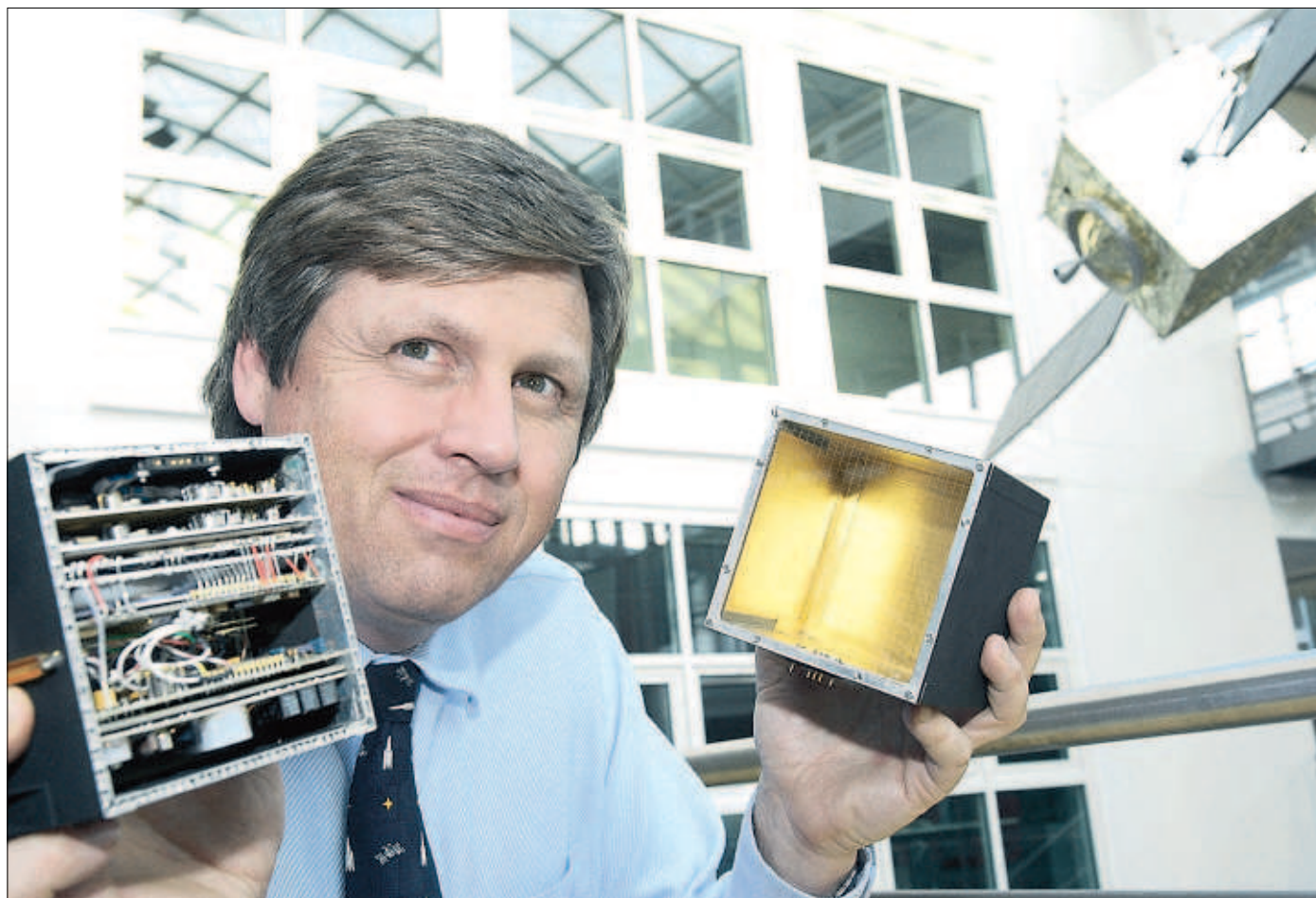
Wie hört sich das an, wie sieht das aus, wenn einer wie er Professor ist? Einer, der mit 20 Jahren bereits als Offizier der Heeresflugabwehr im Cockpit seine Karriere voran katapultierte, eisern und geradlinig, Festkörperphysik studierte bis zur Promotion, um schließlich hinauf zu schießen in die höchste Dimension: als Wissenschafts-Astronaut, der 1993 elf Tage lang mit der Raumfähre Columbia durchs Weltall flog? Ulrich Walter, 50 Jahre alt, wird demnächst seine Antrittsvorlesung als Ordinarius für Luft- und Raumfahrttechnik an der Technischen Universität halten. In seinem Büro zieren ein Columbia-Modell und ein aufblasbarer Globus das Regal neben den üblichen Ordnern und Büchern. Die Welt im Kleinen. Wer sie betritt, horcht unwillkürlich in diesen neuen Arbeitsalltag hinein: „Herr Walter, die Sache mit Redu scheint zu klappen. Wir können unseren Satelliten dort aufstellen. Die ESA warnt nur davor, dass wir ihre Frequenzen stören“, erklärt gerade ein wissenschaftlicher Mitarbeiter, der vor Walters Schreibtisch steht. „Prima“, sagt Walter und lehnt sich zurück, „dann kann es ja losgehen.“

Auge im Orbit

Mitten hinein geplatzt in seine nächste Mission ist man. Aber vielleicht hat dieser Mann auch immer gerade eine Mission. Diesmal lautet sie „BayernSat“, ein ehrgeiziges Projekt, mit dem Walter der Menschheit ganz neue Blicke aus dem Orbit auf die Erde eröffnen will: Ein Kamera-Auge soll in Zukunft Bilder der Erde aus 500 bis 600 Kilometern Entfernung live und in Echtzeit übertragen, ins Fernsehen, ins Internet, und sich online steuern lassen – drehen, bewegen, zoomen. „Telepräsent“, so heißt das, wäre die Öffentlichkeit damit im All. „Für kommerzielle Zwecke gibt es so etwas noch nicht, nur für militärische und in astronomisch teuren Versionen“, sagt Walter. Er arbeitet neben mehreren Forschungspartnern an einem begnadeten einfachen System für die zivile Nutzung und baut „BayernSat“, einen völlig neuen Satelliten.

Live-Bilder in Echtzeit nämlich können 500 Kilometer niedrig fliegende Satelliten bisher nur wenige Minuten lang senden: Solange sie Empfangsstationen am Boden überfliegen. Wegen der Krümmung der Erdoberfläche geraten sie auf ihrer erdnahen Bahn recht schnell wieder aus dem Kontaktbereich einer Station. Und deshalb benötigen Militärs für eine längere Telepräsenz aus dem erdnahen Orbit bis heute ein dichtes, teures Netz aus Bodenempfangern.

Walter aber denkt weiter: hinaus zu jenen Satelliten, die in 36 000 Kilometern Entfernung die Erde so schnell umkreisen, wie der Planet sich dreht, und deshalb wie Fixsterne stets am selben Platz über uns stehen. Einige dieser Satelliten nennt man Relay-Satelliten und sie erreichen wegen ihrer großen Entfernung den halben Erdball – eine Art Panoramblick auf den Planeten. Daher könnte, lautet die neue Idee, die erdnahe BayernSat-Kamera ihre Bilder zunächst hinaus an den Relay-Satelliten senden, eine halbe Erdumrundung lang ist sie immerhin in seinem Blickfeld. Und dieser Relay-Satellit könnte die Bilder weiter schicken an die Erde: alles in Liveübertragungsgeschwindigkeit, ins Internet und in die Space-Night des Bayerischen Rundfunks, der die Patenschaft zu dem Projekt übernommen hat.



„Erst muss der Mensch selbst hinauf“, sagt Ulrich Walter. Er hat es vorgenommen: 1993 steuerte er mit der Raumfähre Columbia durchs All (Bild links: kurz vor dem Abflug). Als er den TU-Lehrstuhl für Luft- und Raumfahrttechnik übernahm, ließ er Geräte für sich fliegen – Geräte wie den kleinen „Dust Counter“, Staub-Partikel-Zähler (Bild oben), der an den japanischen Satelliten „Nozomi“ gekoppelt am Mars vorbeiflog. Ziel war es, die Verteilung des „Ur-Staubes“ im Weltall zu beschreiben, eines Überbleibels aus der Entstehungszeit der Sonnensysteme. Bei der Klärung solcher Phänomene geht es für Walter letztlich allein darum, „dass der Mensch sich selbst erkennt“. Fotos: Stephan Rumpf, oh

„Ausgewählte Internet-Nutzer dürfen das Kameraauge einmal übers Internet steuern“, sagt Walter. Ihre Steuerungssignale nehmen dann den selben Weg rückwärts: Erde - Relay-Satellit - BayernSat. „Ende 2006 soll BayernSat einsatzbereit sein“, sagt Walter, das Ziel der Mission schon beim Start fest im Blick.

Der wissenschaftliche Mitarbeiter ist wieder hinausgegangen. Seine Aufgabe lautet jetzt: die Sache mit Redu“ festzuzaun. In dem belgischen Ort betreibt die Europäische Weltraumbehörde ESA eine Empfangsstation für den Relay-Satelliten „Artemis“. „Unsere BayernSat, der einmal die Kamera tragen soll, packen wir ins Auto, fahren nach Redu, stellen ihn dort auf und testen, ob und wie er mit „Artemis“ kommunizieren kann“, sagt Walter. Zurzeit befindet man sich noch in der Konzeptphase. Später einmal aber könnte die Telepräsenz im All es ermöglichen, Satelliten vom Boden aus auch zu reparieren und zu überwaachen: 45 Minuten lang in 45-Minuten-Intervallen, denn jeweils so lang ist ein erdnaher Satellit in- und außerhalb des Blickfelds eines Relay-Satelliten unterwegs. 90 Minuten benötigt ein kleiner Orbiter für eine Erdumrundung.

Eine hübsche Vorstellung: Die Demokratisierung des Alls, die Weltöffentlichkeit als Teilhaber an der Wissenschaft. Müssen Wissenschaftler wie er, Ulrich Walter, dann überhaupt noch selbst hinaus ins All – wenn dort selbst Laien telesatzbereit sein“, sagt Walter, „Natürlich wird die Diskussion um Menschen im Weltall irrelevant, sobald ich Roboter einsetzen kann“, sagt Walter. Aber man nehme nur einmal den Mars: Ein Bildsignal benötige mindestens sieben Minuten zur Erde, ein Befehlssignal wieder sieben Minuten zurück. „Und wenn ich dort nach Bakterien suchen will, Bohrungen vornehme und komplizierte Analysen betreibe – da ist es einfacher, einen Menschen hinzuschicken als einen Roboter.“

Erst in bereits bekannten Dimensionen, sagt Walter, könne sich der Mensch von der Maschine vertreten lassen. „Bei Daimler dachte man Anfang des 20. Jahrhunderts ja auch: Niemand werden sich alle Menschen Autos leisten können.“ Das Unbekannte – die ersten Autos, die ersten Analysen auf dem Mars – „muss der Mensch selbst machen“. Und genau dies erschwere es so ungemein, die bemannte Raumfahrt gegen ihre Kritiker zu verteidigen, sagt Walter: „Sie ist immer ein

Vorstoß ins Unbekannte. Man weiß nie, was am Ende herauskommt und ist sehr schnell bei letzten Fragen.“

Bei den Sinnfragen also: Wer sich bei Walter erkundigt, ob etwa die Teflonpflanze als Resultat bemannter Missionen im irdischen Haushalt nicht verzichtbar sei, dem erzählt er, wie der Mond entstand und dass man dies nicht wüßte, wäre Neil Armstrong dort 1969 nicht gelandet. Wer einwendet, ohne Mond-Kenntnisse ganz gut zu leben, dem erklärt Walter, dass die Menschheit ohne Erweiterung ihrer Kenntnisse vielleicht längst ausgestorben wäre, dass es aber darum – oder um den Mond als solchen – auch nicht gehe. „Hinter all dem steckt, dass der Mensch sich selbst erkennen will.“

Tag und Nacht – eine Fiktion

Für Ulrich Walter sind es unsere Worte und Gedanken, die sich als beschränkt und falsch herausstellen, wenn wir den Blick von außen auf uns selbst richten: „Nehmen wir allein Tag und Nacht – die gibt es objektiv gar nicht.“ Ebenso viele unserer Erklärmodelle und Lebensentwürfe: „Da oben sieht man, die Religionen da unten, oder auch die Unterteilung der Erde in Nationen: Beides entspricht nicht dem Wesen unserer Welt.“ Muss man erwähnen, dass Ulrich Walter bereits als Physikstudent Philosophievorlesungen besuchte?

An der Fakultät für Maschinenwesen will er fortan auch philosophische Vorlesungen halten. „Sterne und Kosmos“ heißt die erste – ein guter, vielleicht ein letzter Grund für die bemannte Raumfahrt in Zeiten des demokratischen Unvertrags: Der Raumflug von 1993 hat Walter zum Philosophen gemacht. Zum Missionar mit ganz eigener Botschaft.

Am 23. April um 17 Uhr hält Ulrich Walter in Garching, Boltzmannstraße 15, die Antrittsvorlesung „Warum Astronauten im Weltall jünger werden“. Begleitend wird eine Weltall-Ausstellung eröffnet.

Wolken über dem Bücherberg

Eine Ausstellung zeigt die Geschichte der Unibibliothek

Ausstellungen in Bibliotheken geraten leicht trocken wie Papier. Sie können aber auch anschaulich und publikumswirksam sein. Das beweist zurzeit die Universitätsbibliothek (UB) München im LMU-Hauptgebäude mit der Schau „Der Bücherberg an der Ludwigstraße“. Gemeint ist das Bibliothekssystem: die Zentralbibliothek (mehr als 3000 Handschriften, etwa 300 000 alte Drucke und ein Ausleihbestand von 2,5 Millionen Bänden) sowie ihre mehr als 150 über die Stadt verstreuten Teilbibliotheken, zu denen übrigens auch die Klinikbüchereien gehören. Wie stellt man 6,5 Millionen Bände so vor, dass in Zeiten leerer Kassen auch normale Kulturinteressierte und damit potenzielle Sponsoren angelockt werden? Vor dem Problem sah sich Sven Kuttner, der Leiter der Bibliothek des Historiums, als er im November die Öffentlichkeitsarbeit der UB übernahm. Nun stehen noch bis Ende April, zum Start einer Ausstellungsserie, 13 Vitrinen auf dem Flur im 1. Stock. Sie warten mit aktuellen und historischen Fotos auf, mit stadgeschichtlichen Texten, sorgfältig ausgewählten Buchexemplaren – und Überraschungen: Blickfang der Vitrine über die „Medizinische Lesehalle“ ist ein Totenschädel. Er kontrastiert seltsam mit dem Bild des Anwesens Lessingstraße 2. Den Jugendstil-Prachtbau ließ einst, so erfährt man, ein Direktor des Gärtnerplatztheaters a.D. für sich als Privatgalerie errichten. Die Knöpfe zum Aufhängen der Gemälde stecken noch in den Wänden der Lesehalle. Heimelig dagegen die Puppen und kleinen Möbel in den Vitrinen der Fakultätsbibliothek für Psychologie und Pädagogik: Material für psychologische Tests aus dem Jahr 1964.

Die Folgen der Streichliste

Interessant ist auch der Blick hinter die Kulisse der „Bibliothek der Institute am Englischen Garten“, der ehemalige Studiobereich von Radio Free Europe vereint 260 000 Bände so unzusammenhängender Büchereien wie der des Geschwister-Scholl-Institutes, des Instituts für Informatik oder des Lehrstuhls für Biomolekulare Optik. Ende der sechziger Jahre, sagt Historium-Geschäftsführer Matthias Weeber, hätten viele Professoren begonnen, eigene „Lehrstuhl-Büchereien“ aufzubauen und sie bald mehr oder weniger als Privatbesitz betrachtet. Das Ausmaß zeigte sich erst, als man aus Kostengründen mit der Zusammenlegung der Bibliotheken und der Neukatalogisierung der Bestände begann. Nun wird eine Streichliste vorbereitet, mit der das Kultusministerium diese Entwicklung „rückgängig machen will“. So dokumentiert die Ausstellung den Noch-Zustand, während die sehr andere Zukunft schon begonnen hat.

Prinzipiell seien die Bibliothekare damit einverstanden, bestätigt Konstanze Söllner, Leiterin der Bibliothek Theologie-Philosophie: deren 350 000 Bände waren auf 29 verschiedene Standorte über die ganze Innenstadt verteilt. Doch die Streichliste verunsichert. Hatte die Universitätsbibliothek 2003 noch die Abteilung „Geschichte der Naturwissenschaften“ der Bibliothek des Deutschen Museums übernommen, sagt Weeber heute: „Wir haben ein Jahr lang katalogisiert, nun steht sie auf der Streichliste.“ Die Schau ist bis zum 30. April zu sehen: Geschwister-Scholl-Platz 1, montags bis freitags 9 bis 18.45 Uhr, samstags bis 16.30 Uhr. *Elisabeth Höfl-Hielscher*

Der Ölprinz mit dem Rosenduft

Alljährlich rührt der Domzereimoniar die richtigen Mischungen Heiliger Öle für die ganze Diözese an

Von Monika Maier-Albang

Ein paar Neugierige drücken ihre Nase durch die Stäbe, betrachten den Mann in der Nische, und schnuppern. Auch Anton Heinrich Häckler, der auf der anderen Seite der Absperrung steht, zieht demonstrativ die kühle Luft ein. „Riecht gut, nicht wahr?“, meint er zur Begrüßung. Dann wischt mit einem Papiertuch die glänzende Hand ab, bevor er sie reicht. Vor ihm auf einem Tisch stehen 13 große Zinnkannen. Daraus entströmt ein Duft von Süden und Urlaub. Ein bisschen riecht es nach Backstube. Und ganz viel nach einer Ayurveda-Kur in Indien. Nur, dass Häckler nicht in einem Ferienhotel arbeitet, sondern im Dom.

Anton Häckler ist seit 1982 Domzereimoniar. Und als solcher gehört es zu seinen Aufgaben, einmal im Jahr, in der Karwoche, die Heiligen Öle zu mischen, die dann das ganze Jahr über in allen katholischen Pfarreien des Bistums verwendet werden. 75 Liter kalt gepressten Olivenöls, „erste Ernte“, hat der Diakon diesmal bei Dallmayr bestellt. Und mit Isabella Thiel, der Apothekerin seines Vertrauens, ätherische Öle zusammengestellt, die er hinzugeben wird. Draußen regnet es Aprilschau. Häckler blickt besorgt auf das Öl in der grünen 20-Liter-Gießkanne. „Es könnte wärmer sein.“ Als er die Kanne aufnimmt, quält sich ein goldener Strom in die Messingschale. Häckler gibt dunkles Rosenöl hinzu. Und rührt, bis die Masse geschmeidig wird.

Drei verschiedene Arten von Öl werden am Ende die Zinnkannen füllen – jedes in einer anderen Duftnote. „Rose marokkanisch“ ist bestimmt fürs „Christmas“, das bei Taufe, Firmung, Priester- und Bischofsweihe, Kirch- und Altarweihung verwendet wird. Zitronen gibt der Zereimoniar dem „oleum catechumenorum“ bei, dem Öl für die Taufbewerber. Und das „olium infirmorum“, das Öl für die Krankensalbung, wird später nach Zimt



Nur ja keinen Tropfen verschütten: Sorgfältig mischt Domzereimoniar Heinrich Häckler die Duftstoffe in das feine Olivenöl. Foto: Catherina Hess

riechen. Die Rose wollte der Kardinal. Auf Zitrone und Zimt ist Häckler gekommen. „In der ayurvedischen Tradition ist Zimt auch für Kranke gut“, sagt er. Es kann ja nicht schaden, von den Anderen zu lernen. Zumal das Öl die symbolische Bedeutung, die es früher für die Christen hatte, längst in Teilen eingebüßt hat.

Den antiken Menschen galt Öl als Lebenselixier, sagt Häckler. Kein König, kein Priester sei ohne Salbung ins Amt gekommen. „Er wurde dadurch dem Prophanen entzogen.“ Auch die Urchristen ölen ihre erwachsenen Taufbewerber zu nächst am ganzen Körper mit Katechumenenöl an. Das Böse sollte gleichsam an ihnen abruben. Nach dem Taufbad bekam der Täufling dann Christmas aufs Haupt: zum Zeichen, dass er nun zu Christus, dem Gesalbten, gehört. In den orthodoxen Kirchen ist dieser Ritus bis

heute üblich. Hierzulande, merkt Häckler an, taufe der Priester „gerade mal mit feuchtem Daumen“. Wenn Häckler tauft, kommen ihm die Kinder nur nackt ins warme Wasser. Und das Öl lässt er richtig tropfen. Wenn schon.

Das Öl, das Anton Häckler zu Beginn der Karwoche mischt, wird am Mittwoch Abend in der *missa chrismatiss*, dem um 18.30 Uhr beginnenden Gottesdienst, dem Bischof gereicht. Der spricht das Weihegebet über die Öle. „Rein physikalisch ändert sich nichts am Öl“ durch die Weihe, sagt der Münchner Liturgie-Professor Reiner Kaczynski. Es wird also durch den Spruch des Bischofs kein magisches Wunder-Öl aus dem Gemisch. Die Bedeutung des Öls ist vielmehr eine symbolische: Das Öl ist Zeichen für den Segen Gottes, der dem gilt, der gesalbt wird. Und doch sind die Heiligen Öl et-

was so Besonderes, dass damit auch besonders achtsam umgegangen werden soll. Fällt beim Umfüllen im Dom ein Tropfen auf den Boden, wird er mit Watte aufgenommen. Bleibt von den 75 Litern am Ende des Jahres ein Rest, wird er im Osterfeuer verbrannt. Das Öl einfach auszuschütten, empfindet Häckler als Sakrileg. Und wenn die Abgesandten der Dekanate am Mittwoch das Öl bekommen wollen, müssen sie „würdige Gefäße“ mitbringen. Plastik ist verboten.

Neben aller Symbolik hat es auch einen praktischen Grund, warum der Zereimoniar gerade diese drei Duftnoten gewählt hat: Sie sind möglichst unterschiedlich, damit man die Öle auseinander halten kann. Denn obwohl die Heiligen Öle nur in beschrifteten Behältern transportiert werden dürfen, erschnuppert Domzereimoniar Häckler bei Besuchen in Pfarreien immer mal wieder das falsche Öl im Kännchen. Dann muss getauscht werden.

Nach Rose riecht das Christmas im Erzbistum übrigens erst, seit Kardinal Wetter aus Speyer nach München kam. Früher wurde „Peru-Balsam“ beigemischt, eine „schwere, honigartige Flüssigkeit“, wie Häckler sagt. Die roch zwar gut, setzte sich aber übers Jahr auf dem Boden der Gefäße ab und musste dann „mühsam rausgekratzt werden“. Nun dosiert Häckler das wertvolle und teure Rosenöl so sparsam wie möglich. Denn einerseits wäre es ihm gar nicht recht, würde der Kirche hier Prunksucht vorgeworfen werden. Andererseits will er gute Inhaltsstoffe verwenden. Bei synthetischen Ölen bestehe die Gefahr, dass „manche Menschen empfindlich reagieren“, sagt Isabella Thiel. Die Zitrone nimmt Thiel aus Demeter-Anbau. Das Zimt wird aus den Blättern gepresst, nicht aus der Rinde. Die könnte Haut reizende Aldehyde enthalten. Und ein Hautausschlag nach der Krankensalbung wäre nun wirklich keine gute Sache.

Ude kämpft für die Stellplatzabläse

Bis zu 20 Millionen Euro weniger Einnahmen jährlich und sehr viel mehr Arbeit für die Landeshauptstadt befürchtet Oberbürgermeister Christian Ude, falls die vom Freistaat derzeit vorbereitete dritte Novelle der Bayerischen Bauordnung in Kraft tritt. Vorgesehen ist nach Udes Worten die Freigabe der Stellplatzverpflichtung und die Aufhebung der obligatorischen Stellplatzabläse.

„Der als Minimum vorgeschriebene Stellplatz pro Wohnung auf dem Baugrundstück wird unbedingt gebraucht“, betont Ude. „Die vorgesehene Aufhebung der Stellplatzverpflichtung hat eine erhebliche weitere Stellplatznot im öffentlichen Straßenraum zur Folge.“ Die Kommunen seien entsetzt darüber, welche Mehrarbeit auf sie zukomme, wenn sie an der Verpflichtung festhalten wollten. Sie würden „ohne Not zu aufwändigen Verfahrensschritten zur Schaffung ortrechtlicher Satzungen gezwungen“. Ude hält das für ein „völlig abwegiges Beschäftigungsprogramm“. Dessen bürokratischer, mit hohen Kosten verbundener Aufwand sei der Öffentlichkeit nicht vermittelbar.

Mittels gemeindlicher Satzungen zur Stellplatzbeschränkung habe die Stadt außerdem bisher „städtebaulich verträgliche und aus verkehrlicher Sicht sinnvolle Dichten an Schnellbahnhaltungen schaffen“ können. „Dies wäre in Zukunft nicht mehr möglich“, so der OB. Ein weiteres Problem entstehe durch den Wegfall der obligatorischen Stellplatzabläse, die zu zahlen ist, wenn die nötige Stellplatzanzahl nicht geschaffen werden kann. Die Ablöse habe in München in den letzten Jahren „immerhin zu zweistelligen Millionenbeträgen zu Gunsten des Ausbaus der technischen Infrastruktur des Öffentlichen Personennahverkehrs geführt“. Auch die meisten Verkehrsexperten der so genannten Inzelli-Initiative mit Ausnahme der Industrie- und Handelskammer für München und Oberbayern teilten die Bedenken der Stadt gegen die Novelle, so Ude. *loe*